

## Leben nach dem Tod?

*Von diesen Städten wird bleiben:  
der durch sie hindurchging,  
der Wind  
Bertold Brecht*

0

Wie fühlt sich ein Wassertropfen, der ins Meer fällt – wenn er denn etwas fühlt?

In dem amerikanischen Spielfilm *Hausboot* (*Houseboat*, USA 1958, Regie: Melville Shavelson) spricht der Familienvater und Witwer, gespielt von Gary Grant, mit seinem Sohn über die verstorbene Mutter. Der Sohn fragt, wo sie jetzt sei. Bei diesem Vater-Sohn-Gespräch sitzen sie auf ihrem Hausboot auf einem Fluss, irgendwo in Amerika. Der Vater nimmt das Glas Wasser, aus dem er eben noch getrunken hat, und schüttet etwas auf den hölzernen Boden des Bootes. Das Wasser läuft vom Deck hinunter in den Fluss. Wo sei es jetzt?, fragt er seinen Sohn.

Verschwunden, antwortet dieser, wenn ich mich recht erinnere.

Keineswegs, antwortet der Vater, es ist zurückgekehrt in den Fluss, und der Fluss fließt ins Meer, aus dem alles Wasser kommt. Ein Kreislauf, in den auch unser Leben einmündet.

Wie also fühlt sich das Wasser aus dem Glas, das in den Fluss gelangt? Wenn also, um im Bild zu bleiben, die Wand des Glases zwischen dem Wasser, das ich bin oder war, nicht mehr zwischen mir und dem Meer liegt? Was ist also, um mit Sigmund Freud bzw. Romain Rolland zu reden, das „ozeanische Gefühl“, wenn es „ein Gefühl von etwas Unbegrenztem Schrankenlosem, gleichsam »Ozeanischem«“ ist?<sup>1</sup>

Natürlich wissen wir nichts darüber. Hier geht es nur darum, einmal eine andere Möglichkeit in Erwägung zu ziehen.

Normalerweise scheint es – heute – nur zwei bis drei Möglichkeiten zu geben, was das Leben nach dem Tode betrifft.

1.

Vor der Geburt war – ich - nichts. Ich war gar nicht da, weder hier auf der Erde, noch irgendwo im Himmel.

Für einen Ungläubigen bin ich irgendwie und irgendwann in oder nach der Zeugung entstanden.

Und für den Gläubigen hat mich Gott irgendwann in oder nach der Zeugung geschaffen, *ex nihilo*, aus dem Nichts. Oder aus sich selber.

---

<sup>1</sup> Sigmund Freud, Das Unbehagen in der Kultur (1930), in: ders., *Die Fragen der Gesellschaft. Ursprünge der Religion*, Studienausgabe IX, S. 197 und 204.

Insofern mag es Gläubige geben, die sagen, sie seien vor der Geburt bei oder in Gott, im Himmel gewesen, was immer das konkret bedeuten mag. (Hat man da eine Erinnerung?)

Für einen Philosophen in der Nachfolge Platons war meine Seele schon immer da. In der Geburt ist sie mit dem Körper zu einem Leib verbunden – nicht verschmolzen. Sie kann sich jederzeit – letztendlich im Tode – wieder davon lösen. Erinnerung habe ich an das Leben vor der Geburt, insofern ich z.B. Ideen wiedererkenne in den Gegenständen der Welt.

2

Nach dem Tode wird es nicht in jedem Falle analog, entsprechend, zugehen, aber manchmal schon, denken einige:

Für den Gläubigen, der Platoniker ist, trennt sich meine Seele von meinem Leib, der zum bloßen Körper wird und als Leiche vergeht. Meine Seele kehrt zurück in Gott. (Die Frage ist dann, was sie „mitnimmt“ von den Erfahrungen auf der Erde, die die Seele ja offenbar nur als im Leib verkörperte (inkarnierte) machen konnte. Hat das >letzte Hemd< irgendwelche Taschen?)

Für einen Gläubigen, der an die Auferweckung der Toten glaubt, wird dagegen entweder nur die Seele oder der ganze Mensch, mitsamt seines Leibes – wie auch immer – zu neuem Leben erweckt.

Er kann also in seinem >letzten Hemd< viel mitnehmen.<sup>2</sup>

Für den Ungläubigen verlöscht mein Ich in der Regel, und nichts bleibt übrig – außer irdischen Spuren, den Erinnerungen der noch Überlebenden, bis auch die erloschen und verweht sind.

Für einen Platoniker löst sich die Seele mehr oder weniger unproblematisch vom Körper, in dem sie nur gefangen war, gegen ihren Willen, und ist frei – wozu auch immer.

3

Nun hat der französische Philosoph Quentin Meillassoux zwei Arten des Todes unterschieden.<sup>3</sup> Die aber hängen zusammen mit einer Sicht dessen, was Leben meint.

Meillassoux geht davon aus, dass sich das Leben (auch des Menschen), also das Organische, aus dem Anorganischen (Nichtlebendigen) entwickelt hat. Wie immer das geschieht, ein Lebewesen zu sein

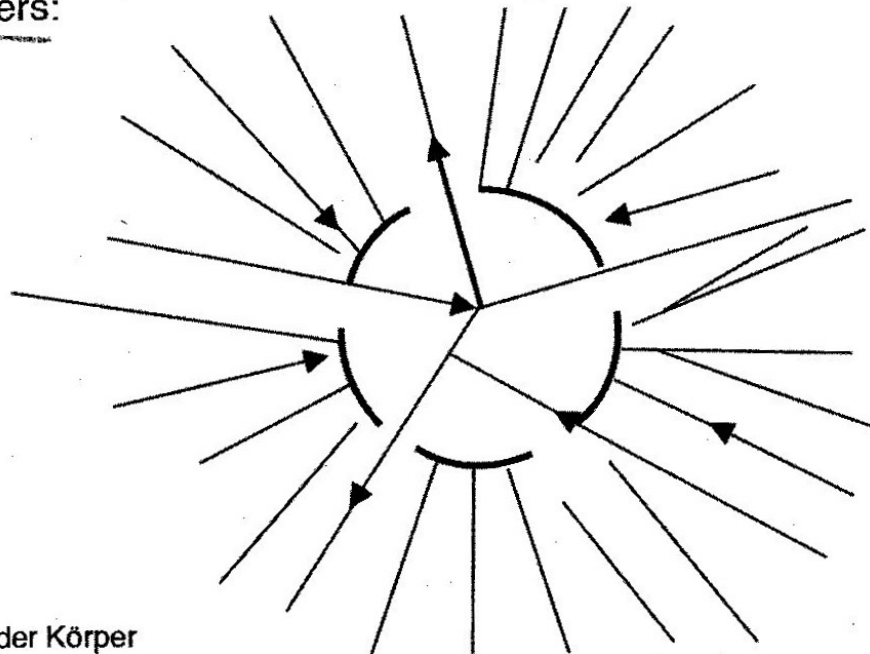
---

<sup>2</sup> Vgl. das Gedicht von Hans Sahl: *Ich gehe langsam aus der Welt hinaus / in eine Landschaft jenseits aller Ferne / und was ich war und bin und was ich bleibe / geht mit mir ohne Ungeduld und Eile / in ein bisher noch nicht betretenes Land. // Ich gehe langsam aus der Zeit heraus / in eine Zukunft jenseits aller Sterne / und was ich war und bin und immer bleiben will / geht mit mir ohne Ungeduld und Eile / als wär ich nie gewesen oder kaum.*

<sup>3</sup> In: Quentin Meillassoux, *Trassierungen. Zur Wegbereitung spekulativen Denkens*, Leipzig 2017, S. 388ff. Es geht hier um Gilles Deleuze, wovon ich absehe.

bedeutet, dass sich ein Körper bildet, der sich abgrenzt von seiner Umwelt. Und der lässt nur noch eine Auswahl an Wirklichkeit an sich heran oder in sich hinein. Der Strom der Wirklichkeit geht nicht mehr restlos und ohne Unterschied durch den belebten Körper hindurch. Meillassoux veranschaulicht das durch ein Schema

des Körpers:



Schema 4: der Körper

Der unendliche Strom der Wirklichkeit wird nur noch gefiltert, nur noch zum Teil hereingelassen. Meillassoux spricht von Verknappung oder Verarmung des affektiven und/oder perzeptiven Verhältnisses zur Umwelt. Man könnte sagen: ein Stein ist – sofern wir wissen - dem Strom der Wirklichkeit vollständig ausgesetzt, ausgeliefert, also insofern >reich<.

#### Zwischenbemerkung:

Das ist insofern bemerkenswert, als Martin Heidegger Stein, Tier und Mensch so unterschied:

Der Stein ist weltlos.

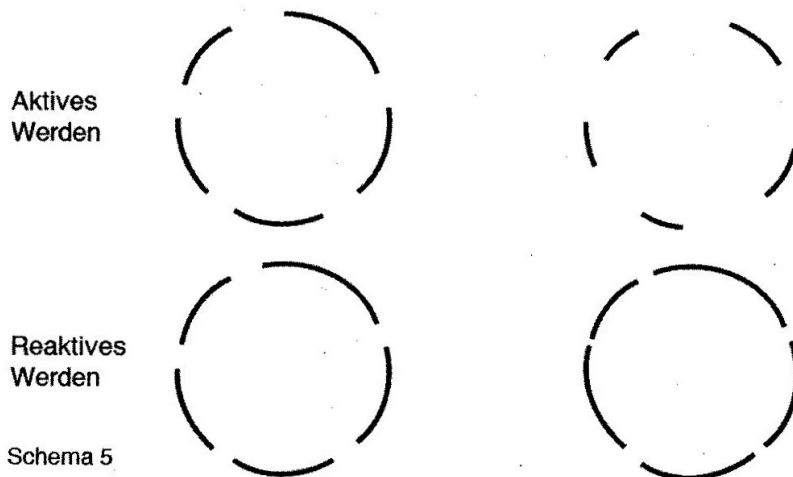
Das Tier ist weltarm. (Andere sprechen davon, dass ein Tier keine Welt hat, sondern >nur< eine Umwelt.)

Der Mensch ist weltbildend.

Hier, in Meillassoux' Formulierung wäre der Stein insofern am weltreichsten, als er sich am wenigsten von ihr abgrenzt und unterscheidet. Das Tier bleibt zwar ärmer, aber noch reicher als der Mensch, der hier besonders weltarm ist, sofern er sich von der Wirklichkeit noch mehr abgrenzt und unterscheidet als das Tier. Freilich geht es hier um einen je anders akzentuierten Begriff von Welt. Die Distanz des Menschen wie schon des Tieres zur Wirklichkeit ermöglicht es nach Heidegger oder der Philosophischen Anthropologie dem

Menschen erst, einen unverstellten, >uninteressierten< Zugang zur Wirklichkeit zu gewinnen und insofern überhaupt erst so etwas wie Welt.

Meillassoux betont, dass es ein Werden des Lebewesens gibt. Wenn eine nicht-organische Vergangenheit des Körpers existiert, muss der Körper aus einem organlosen Körper hervorgegangen sein. Hier gibt es nun zwei Fälle des Werdens: der Körper isoliert sich immer mehr von der Welt, oder er öffnet sich ihr immer mehr:



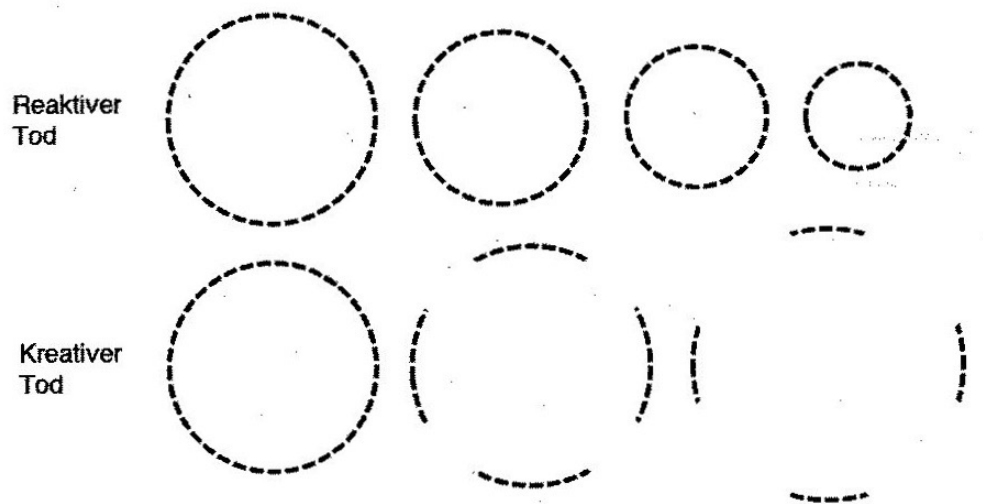
Aktives Werden würde bedeuten, dass sich ein Lebewesen für immer mehr interessiert. Es öffnet sich immer mehr. Während reaktives Werden meint, dass ein Lebewesen immer desinteressierter wird, insofern immer dümmer. Es verschließt sich immer mehr. „Die Dummheit, die Dummheit »mit der Bullenstirn«, ist für das Lebewesen eine Art und Weise, sich stets in seinem Sein zu erhalten, ohne sich dem Außen zu öffnen. Ein aktives Werden manifestiert sich im Gegenteil stets dadurch, dass irgendetwas *eintritt* – und genauer, irgendetwas *interessantes*.<sup>4</sup>

Sofern es zu jedem Lebewesen gehört, sich selbst zu erhalten, neigt es immer schon dazu, „die Oberfläche seines Verhältnisses zur Welt zu vergrößern“.<sup>5</sup> Andererseits gibt es offensichtlich auch das Gegenteil, dass ein Lebewesen immer reaktiver wird, seine Rezeptivität also verringert, sich abkapselt.

Jedenfalls folgt daraus, dass es zwei Typen des (anorganischen) Todes gibt:

<sup>4</sup> AaO S. 387.

<sup>5</sup> AaO S. 387f.



Der Tod besteht darin, dass sich der Ring, mit dem sich das Wesen von der Welt abgrenzt, auflöst. Entweder dadurch, dass das Wesen sich immer mehr einschließt, immer kleiner wird, schrumpft. Oder umgekehrt dadurch, dass es sich immer mehr auflöst.

Der reaktive Tod mindert die Oberfläche des Lebewesens, das sich immer mehr abkapselt, dadurch aber immer kleiner und >leerer< (KWL) wird, sich erschöpft. Das ist, nach Meillassoux der Tod des *Priesters*.<sup>6</sup> Der aktive oder nun kreative Tod öffnet sich immer mehr, bis er sich auflöst in den Strom der Wirklichkeit hinein: der Tod des *Kommunizierers*.

Und das ist nun die verblüffende Pointe. Meillassoux bekennt: „Als gute Materialisten haben wir den Tod immer als eine Rückkehr des Körpers zur anorganischen Materie betrachtet – folglich, für das Subjekt, zu einem einfachen Nichts. Wenn aber die Materie das ist, was [Henri] Bergson<sup>7</sup> von ihr gesagt hat<sup>8</sup>, lässt sich der Tod – die Rückkehr zum materiellen Zustand – nicht mehr mit dem Nichts gleichsetzen: viel eher mit dem Wahnsinn – und sogar mit einem *unendlichen Wahnsinn*. Denn das materielle Werden war die Auslöschung der Auswahl der Bilder – und nicht die Auslöschung der Bilder. Und es schien dann, um sich ein Bild vom Tod zu machen, müsste das begriffen werden, was unser Leben wäre, wenn alle Bewegungen der Erde, alle Geräusche der Erde, alle Gerüche, aller Geschmack, alle Lichter – der Erde und anderswo zu uns in einem Moment, in einem Augenblick dringen – wie ein grauenhaftes und kreischendes Getöse aller Dinge, das uns sofort und anhaltend durchdringt. Als ob der Tod nicht als eine einfache Leeres des

<sup>6</sup> AaO S. 389.

<sup>7</sup> Ein französischer Philosoph (geb. 1859, gest. 1941), verwandt mit Marcel Proust.

<sup>8</sup> Meillassoux erwähnt, dass für Bergson die Materie eine Gesamtheit von Bildern sei, die der Menschenverstand aufnehmen kann, aaO S. 362.

Nichts zu verstehen wäre, sondern im Gegenteil als eine Sättigung, eine grässliche Überfülle der Existenz.“<sup>9</sup>

Das wäre, merkt Meillassoux an, „die »vollendete Herrschaft der Kommunikation«. Sterben heißt ein reiner Punkt des Übergangs zu werden, ein reiner Mittelpunkt der Kommunikation aller Dinge untereinander“.<sup>10</sup>

Während der *Priester* an einer verarmten Welt stirbt, stirbt der *Kommunizierer* an einer Überfülle, am Chaos. Das aber ist zugleich Bedingung der Möglichkeit von Kreativität, weshalb der Künstler gegen die Dummheit des *Priesters* die Nähe zum Wahnsinn wählen muss, zur Einfalt, der Öffnung gegenüber dem Neuen schlechthin. Jener stirbt den Narkose-Tod, er schläft ein; dieser stirbt den Inkonsistenz-Tod, er verblödet.

Um schöpferisch zu sein, muss man sich dem Chaos annähern, ohne ihm zu verfallen.

Die Macht des *Priesters* besteht darin, dass er einen *sanften Tod* verspricht, der den Prozess der Geburt bestärkt, der immer schon darin besteht, Desinteresse an der Welt zu haben. Man bemerkt die Polemik auch gegen die christliche Tradition. Aber man merkt auch, dass er den bloßen Unglauben an ein Leben nach dem Tode ebenfalls angreift: „Der Priester verspricht uns eine zweite Geburt, eine Wiedergeburt, welche die Isolierung, die Indifferenz gegenüber der äußeren Welt potenziert, und die Verknappung des zur Weltkommens [sic] verschärft – kurz, er verspricht uns auf seine Art eine Unsterblichkeit. [...] Das Narkose-Werden schützt vor dem Verrückt-Werden.“<sup>11</sup>

Vorausgesetzt scheint allerdings irgend etwas wie ein Subjekt, das noch das Chaos erlebt, auch wenn es irgendwie teilhat am Chaotischen.

Nach der Abschaffung des Fegefeuers wie der Hölle ist diese Form des Todseins als Wahnsinnigwerden, als Ausgeliefertsein an das Chaos der Wirklichkeit ohne subjektive Filterung ebenso unerträglich.

Vor diesem Tod würde kein Palliative Care schützen können. Was aber dann? Meint die christliche Wiedergeburt nicht doch etwas anderes als Narkose, nämlich das Aufwachen zur Wirklichkeit auch und gerade des und der Anderen?

---

<sup>9</sup> AaO S. 389.

<sup>10</sup> AaO S. 390.

<sup>11</sup> AaO S. 391.